

Beilage der „Neuen Freien Presse“.

Jakobus und die Frauen.

Eine Jugend von Frau Karl Ginkey.

(H. Hochstetter.)

Am nächsten Morgen erfuhr Jakobus von Tomaso, daß seine Schwester die Schule verlassen und sich für längere Zeit zu einer Tante begeben werde, die in einer großen Handelsstadt im österröschischen Süden lebte.

„Sie hat ja in der Schule nie etwas gelernt,“ meinte Tomaso höchst indiskret, und im letzten Zeugnis hatte sie lauter „Unzulänglich“. Ich habe doch wenigstens drei „Genügend!“

Jakobus begriff den Entschluß der Mutter, Maria nicht mehr in die Schule gehen zu lassen. Sie war, da sie bereits zweimal eine Klasse wiederholen mußte, bedeutend größer und envidelster als ihre Schulkolleginnen, ja sie hätte in langen Röcken schon eine völlig erwachsene junge Dame vorstellen können.

So war es wohl auch an der Zeit, Maria kein Schulmädchen mehr sein zu lassen.

Jakobus war ein Jahr älter als Maria. Nun war sie plötzlich eine junge Dame geworden und er blieb noch lange ein Schulknabe.

Das erfüllte ihn mit Trauer und Erbitterung. Auch eine leise Lächerlichkeit fühlte er dabei. Und vor allem verspürte er darin zum erstenmal die brutale Ironie und Grausamkeit des Lebens.

Es schien Frau Tomaso nicht angenehm zu sein, daß Jakobus sich von Maria in besonderer Weise verabschiedete, denn Tomaso lud ihn nicht dazu ein und sagte nur kurz, seine Schwester fahre bereits um 4 Uhr morgens mit dem Zuge fort und er werde sie von ihm grüßen.

Spät abends, als seine Pflegerknecht schon schlafen gegangen waren, schlich sich Jakobus in die Küche, füllte ein Schäß mit Wasser an und trug es in sein Zimmer. Dann nahm er ein Buch zur Hand und steckte die Füße in das kalte Wasser. In dieser romantischen Lage verblieb er die ganze Nacht, bis der Morgen graute und bis er die Gewißheit hatte, vom Schlaf nicht mehr überwältigt zu werden und die Abreise Marias nicht zu versäumen.

Man war sehr erstaunt, als er im Zwielicht des frühen Morgens am Bahnhof erschien. Selbst Frau Tomaso war gerührt und begrüßte ihn mit der alten Herzlichkeit.

Guido lächelte verschämt und sah Jakobus halb boshaft, halb mitleidig an.

Frau Tomaso hatte beschlossen, ihre Töchter nicht allein bringen zu lassen, sondern wollte sie selbst zur Tante bringen und Guido durfte für einige Tage mitfahren, worüber er sehr vergnügt war.

Jakobus stand da wie ein trotziger Freier, der nicht gewillt ist, preiszugeben, was sein Herz als Eigentum empfand.

Maria war ernst und traurig. Ihr dunkles sanftes Auge sandte Strahl für Strahl in die Seele des Jakobus. In einem unbewachten Augenblick vermochte er ihr zuzulächeln:

„Ich werde dich nie vergessen, Maria!“

Da war Guido schon wieder an seiner Seite und sie vermochte nur zu erwidern:

„Wir werden uns gewiß bald wiedersehen.“

Als der Zug abfuhr, sah er noch lange ihr weißes Tüchlein winken, bis es in der Ferne um die Windung eines Hügels verschwand.

Da empfand Jakobus plötzlich das Frösteln des frühen Morgens und er schritt kräftig aus, um noch heim zu gelangen, ehe im Hause jemand erwacht war. Der Morgenwind strich durch leere Gassen, in denen die Schritte des Jakobus laut widerhallten. Er ging als ein Einsamer durch eine tote Stadt.

Jakobus war viele Tage lang traurig und verschlossen, besonders in den Stunden, in denen er sonst bei Tomaso gewohnt hatte. Seinen besten Trost fand er darin, kleine Gedichte, die er in den letzten Monaten verfaßt hatte, in ein Büchlein zu schreiben, dessen Außenseite und Titel er durch einen Pergamentumschlag und durch Nachahmung gedruckter Buchstaben einem wirklichen Buche möglichst ähnlich zu machen gesucht hatte.

Merkwürdig — er hatte niemals das Bedürfnis empfunden, Maria irgend einen seiner Verse zu zeigen oder ihr auch nur davon zu erzählen, als fühlte er instinktiv, daß sie kein Interesse dafür habe. Auch von den Büchern, die er Tomaso geschenkt hatte, sprach sie niemals.

Aber er machte sich darüber keine Sorgen, um so weniger, als keines der kleinen Gedichte eigentlich an Maria gerichtet war. Es widerstrebt ihm, sich äußerliche Reugen seines geheimen Glückes zu schaffen. Er drechselte eben Verse, wie es der Fluch der tausendjährigen Vererbung und des Spiels mit den Reimen mit sich bringt.

Ob folgte er seinem sehnsüchtigen Wandertrieb und ging aus der Stadt ins Freie hinaus. Was da besonders an seiner jungen Seele baute, waren das Meer und die Karstheide.

Das Meer in seiner unerschöpflichen Vielfältigkeit, als Spiegel des Himmels, der Wolken und Uferfelsen, der rotgelben Fischeflegel und der grünen Dunkelheit aus der eigenen Tiefe. Oder an anderen Tagen, wenn der Rauberspiegel zertrümmert war, den Launen des Scirocco preisgegeben, unter grauem Sturmhimmel zu schwarzhattenden ungeheuren Bogen aufgeschwungen, die brüllend mit weißen Schaumfahnen gegen die Klippen rollten, wie jauchzende Eroberer. War dann der Sturm verbott und das Meer in grossender Ermattung zurückgezunken, dann starrten die steilen zerfressenen Klippemünde wie trostlose Krieger auf die See hinaus, noch triefend von den Schlammgetöbeln ihres uralten Feindes. Am Strande hatten sich in den Sandmulden und Steinklüften allerlei Lämpel angefüllt, in denen die Sonne sich spiegelte und wo das ausgeleuchtete Getier sich häuslich niederließ. Dieses Kleinleben konnte Jakobus stundenlang betrachten, und er fühlte dabei, im Angesicht des atmenden Meeres, die ersten Ahnungen des Unbegrenzten.

Noch seltsamer als das Meer wirkte aber die Melancholie der Karstheide auf ihn. Einst, vor tausend Jahren und früher, hatten über jenen sanftgewellten talhellen Hügel noch ehrwürdige Wälder gerauscht; sie waren den Ärzten der Venezianer zum Opfer gefallen, welche Piloten aus ihnen zimmerten, und allmählich war aus der beraubten nackten Erde das starre Gerippe des Karstes zu Tage getreten. Durch diese unsäglich arme grüngraue Heidelandschaft zogen sich, scheinbar ohne Zweck und Ziel, zahlreiche breite, hartgeschotterte Straßen, wie Wege in die Einamkeit. Sie führten zu den neuen, großen Land- und Küstenbefestigungen des Kriegshafens. Zeitweise, besonders wenn Jakobus auf diesen Wegen durch die tieferen Täler und Dolinen schritt und der Horizont sich zusammenzog, sah er oft nicht als den kümmerlichen Weidoboden, überwuchert von fremdartig dufenden Johanniskrautbüscheln, und die blendend weiße Chaussee, auf der er ging. Von ferne blühten weidende Schafe oder es blies ein strahlender Hirt auf seiner wehmütigen Flöte, oder er sang ein langgedehntes slowenisches Klage- lied.

Tomaso wollte während der ganzen Ferienzeit bei seiner Tante. Als er zurückkam, vermochte Jakobus, obwohl ihm das Un diplomatische seines Beginnes oft klar wurde, nicht mehr das alte herzliche Verhältnis zu ihm zu gewinnen. Es fehlte die Schönheit der Schwester, die diesen Bruder verklärt hatte.

Herr Karner war mit Jakobus zufrieden; er war zwar niemals unter den Ersten seiner Klasse, aber seine

Literaturblatt.

Lektüre.

Von Hermann Bahr.

Der zweite Band der Memoiren der Komtesse de Boigne. Man wird der guten Tante immer neidischer um ihren Sinn. Es ist nicht schwer, durch die Menschen zu schauen, wenn man sich nur nicht gleich abschrecken läßt; aber meistens wird uns bald so bang, daß wir lieber nichts sehen wollen, denn wir haben Furcht, die Menschen, wenn wir sie kennen, nicht mehr ertragen zu können. Da wir sie trotzdem aber nicht entdecken können oder dies doch glauben, lägen wir uns lieber was vor. Deshalb ältere Leute immer mehr die Neigung zeigen, sich jeden in einer gewissen Entfernung zu halten, so weit nämlich, daß der Schein bleibt. Sie haben erfahren, daß sich in der Nähe kein Mensch hält: die Lüge, die er um sich macht, zerfällt. Unsere menschlichen Beziehungen sind aber auf diese Lügen eingestellt. Kommt ihnen einmal der wirkliche Mensch aus, so stehen wir wie vor einem unbekanntem Tier. Auch vor uns selbst ja, wenn es uns einmal geschieht, aus dem aufgezogenen, angetriebenen, eingestellten Menschen, der unsere Gedanken denkt und unsere Taten tut, in den natürlichen zu fallen. Deshalb auch die meisten sich so schrecklich vor Leidenschaft ängstigen und gar lieber die dümmste Gesellschaft erliden, als mit sich allein zu sein, aus Furcht, dann einmal sich selber zu begegnen... und das denken sie sich nicht schön. Wer erträgt sich selbst? Wer erträgt den wirklichen Menschen? Und wenn einer den Mut und die Vernunft hat und einen ruhigen Stolz, ihn zu ertragen, hätte, wie kann der dann zu den künstlichen zurück und lebt in ihren Verabredungen, mit ihren Verheimlichungen fort? Diese kluge kleine Gräfin hat es können. Sie sieht die Menschen durch, erkennt die Schwäche der Mächtigen, das Nichts der Großen, die Angst der Stolzen, macht wie Nisse die Lügen auf und fährt dann fort, den Erbärmlichen zu hulbigen, die Lächerlichen zu berehren und die Verächtlichen immer noch ein bißchen gern zu haben. Das Geschickte für jeden, der die Menschen erkannt hat, aber in der Welt, was man die Welt nennt, bleiben will, weil er keinen Anon in sich sieht, und auch nicht die Kraft, eine neue Menschheit so stark zu verlangen, daß sie daraus werden muß. Das Geschickte, das Einzige. Und wer es kann, wird sich dann noch sehr gut unterhalten. Besonders mit

jenen, die das Geschäft betreiben, Beispiele der Menschheit zu sein. Zu diesem Geschäft gehört nämlich, daß einer die Menschen erkannt hat, aber nur die anderen, nicht sich selbst, und nun zu ihnen wie vom Monde herab spricht. Für sie hat die gute Gräfin ihren feinsten Spott. Da ist Benjamin Constant, Kenner der Seelen, Krieger unserer Verschwiegenheiten, Künstler der Menschenverachtung. Und einer, der diese Verachtung der anderen zu seinem eigenen Stolz macht. Den zeigt sie. Es fällt ihr nicht ein, an einem so hohen Herrn zu zweifeln. Sie zeigt ihn nur. Es ist in den hundert Tagen. Er handelt damals gerade mit der Récamier. Plötzlich also heißt es: Napoleon kommt wieder. Entgegen der Récamier vor ihrem alten Feinde. Und, ihr zu gefallen, sie zu trösten, sich an seiner Unerschrockenheit zu berauschen, jetzt sich Benjamin also hin, um gegen den Kaiser zu schreiben und ihm seinen ewigen Haß zu schwören. Es wird gedruckt und erscheint im „Moniteur“ am 19. März, aber schon in derselben Nacht verläßt Ludwig XVIII. die Stadt. Der König geflohen! Man denke sich den Schreck, als Benjamin das hört. Er will fort. Kein Pferd, kein Wagen zu haben. Er irrt herum. Er traut sich nicht heim. Er vertrieht sich irgendwo. Hier glaubt er sicher zu sein. Da kloppt's. Die Polizei! Er bricht zusammen. Er ist schon tot. Wie wird der Furzobere sich rächen! Man schleppt ihn zu Fouché. Dieser ist sehr höflich: der Kaiser wolle ihn sogleich sehen. Seltsam. Er kommt in die Tuilerien. Alle Türen öffnen sich. Der Kaiser erscheint, sehr gnädig. Benjamin muß sich setzen, und der Kaiser spricht. Er hat aus der Vergangenheit gelernt, er hat auf Elba viel nachgedacht, er begreift jetzt manches, er sieht seine Fehler ein, er kennt jetzt die Bedürfnisse der Zeit. Der größte Fehler seiner Verwaltung war, so ausgezeichnete Männer wie Benjamin zu vernachlässigen. Dies soll jetzt anders sein. Er hat sich entschlossen, eine Verfassung zu geben, und wendet sich nun an Benjamin. Wollen Geist, Benjamin soll sie schaffen. Man denke sich Benjamin! Eben noch vor dem Kerker lebend und jetzt plötzlich zum kleinen Colon ernannt! Ihm wurde vor Aufregung übel. Er war hingerissen von Bewunderung für den großen Kaiser, der die Verdienste Benjamin Constant's so gerecht verstand. Und der Verfasser des Artikels im „Moniteur“ vom 19. war am 22. Staatsrat und Herold Bonapartes. Er kam mit einiger Angst zur Récamier. Aber dieser war es auch lieber, mit der neuen Regierung gut zu stehen. Nur hätten sie Recht, es war gleich wieder aus, Bonaparte sank, der entflohenen König kam zurück, und nun erst wurde Benjamin verachtet, weil er sich verrechnet hatte. Er unterließ nichts, um in der öffentlichen Meinung wieder anzulegen. Er machte sich an Frau v. Strüvener, die damals eben die „neuen

leidigen Raubersölden“ blies. Er schlich überall herum. Endlich entschloß er sich, ein Schreiben an den König abzuschicken, das diesem sein Verhältnis erklären und ihn von seiner Redlichkeit überzeugen sollte. Er kam damit zur Récamier und trug ihr den Plan vor. Den anderen Tag fragte sie ihn: „Kun?“ Er antwortete: „Der Brief ist fertig.“ Sie fragte: „Und sind Sie zufrieden?“ Er versicherte: „Sehr. Ich habe mich ja selbst überzeugt.“ Beim König aber gelang es ihm nicht. Und so war unter Benjamin einige Monate später ein Führer der Opposition. Doch fällt es der Gräfin nicht ein, ihn zu tadeln. Sie denkt: So sind die Menschen! Und freut sich, wenn sie wieder ein Beispiel hat. Das ist der Reiz dieser Erzählungen. Ihre Pointe liegt darin, daß sie keine zu haben scheinen. Es wird nur erzählt. Etwa vom Grafen Chabot, der dann Prinz von Leon und endlich Herzog von Rohan wurde. Jung, sehr hübsch, Dilettant in allen Künsten, ein bißchen Maler, ein bißchen Sänger, kommt er nach Neapel und gefällt der Königin, der Karoline Bonaparte. Ein heftiger flirt beginnt. Sie gehen zusammen spazieren, sie schreiben sich. Die Königin wird ganz verrückt und zeigt es. Und schließlich schickt sie ihm den Schlüssel einer heimlichen Tür, die in ihr Zimmer führt. Sie wird ihn diese Nacht erwarten. Er kommt. Aber am anderen Morgen erhält er seine Pässe; er soll Neapel noch am selben Tage verlassen. Zugleich verlangt ein Bote der Königin die Schatulle mit dem Schlüssel zurück. Und von diesem Tage an, erzählt die Gräfin noch, hat die Königin, die sich vorher unaufhörlich mit ihm zu beschäffigen schien, seinen Namen nicht mehr ausgesprochen. Herr v. Chabot konnte niemals den Grund dieser Ungnade begreifen, da er doch wußte, daß er keinen Augenblick den schuldigen Respekt vergessen hatte. Und aus. Kein Wort sagt die Gräfin mehr.

Von Anekdoten, kleinen Zügen, klugen Lehren wimmelt's. Da ist ein armer junger Tänzer der Pariser Oper, der sich von seiner Frau betrogen glaubt. Er kommt zum berühmten alten Vestris und weint ihm vor. Und Vestris redet ihm zu und will ihn trösten und sagt: „Und dann, mein lieber Freund, schau, in unserem Stand, beim Theater — Hörner! Weißt du, damit geht's wie mit den Schönen. Anfangs, wenn man sie kriegt, da tut's freilich schon teuflisch weh. Aber dann, wenn man sie erst einmal hat, gewöhnt man sich nach und nach und schließlich, siehst du, lernt man damit essen.“ Ein anderes Mal erzählt sie von der jungen Luise de Condé, einer prächtigen Prinzessin. Und sie sagt: „Der liebe Gott tat einem leid, weil sie ihn nicht einen Augenblick in Ruhe ließ; ich habe sie ein Gebet sprechen hören, weil ihr ein Knäuel Wolle unter den Stuhl gefallen war.“ Und dazwischen steht sie, ganz leichthin, nebenbei, so

*) Paris, Librairie Plon, 1907. Siehe das Feuilleton „Erzählungen einer Tante“ in der „Neuen Freien Presse“ vom 17. April 1907.

